

Des Mannes Gefährtin.

Stizze von Elise Kraft.

In ihrem neuen, schwarzen Herbitst... zu dem der schwarze Lidrot...

Er blühte gar nicht auf. Die ha- garen, blaueädrigen Hände gegen die Schalen gepreßt, las er in Ma- rüststreifen, die er selbst beschrie- ben, ab und zu nervös mit den Fin- gern über die getraufte Stirn glei- tend.

„Du... Fellig“... machte die junge Frau. Aber erst, als sie ihm die Hand auf die Schulter legte, blühte er hoch. Wie aus fernem, fernem Weizen zu weissenlosen Stätte zurückkehrend, schauten seine Augen in das über ihn geneigte Antlitz.

„Entschuldig“ meinte Frau Mag- da spöttisch, „aber ich gehe ja gleich wieder. Du erlaubst doch, daß ich dir wenigstens Adieu sage!“ Langsam begriff er ihre Nähe, ihre Worte und ihren Spott.

„Adieu“, sagte er, müde die Hand ausstreckend. Sie nahm sie nicht sofort. Immer wieder zehrte sie den seinen Lederhandschuh über die gespreizten Finger.

„Sicht es denn wenigstens?“ „Was denn?“ „Nun...“ Blind bist du doch, Gott sei Dank, noch nicht, Fellig. Und so oft, daß es kein Ereignis für dich und mich wäre, kann ich mir ja lei- der so ein Rollen nicht leisten.“

So, nun war er glücklich ganz raus aus seinem Manuskript, mußte die junge Frau frohlockend denken, als sie sah, wie sein Blick mit erwa- cherdem Interesse an ihrer schlanken Gestalt herumsuchte. Und der Ra- stender der Toba-Botaks auf Suma- tra war ein wenig in den Hinter- grund gerückt.

„Ja, gefalle ich dir?“ begann sie zu schmeicheln und zu lachen. Er nickte ehrlich.

„Soweit ich etwas von der Sache verstehe — ja, Magda. Aber du wirst ja, ich bin ein wenig mabe- gender Kritiker bei deinen Kleibern.“ Sein Kopf war schon wieder fort von der Richtung, wohin die junge Frau ihn haben wollte. Da half dies nichts, sie mußte ihn eigenhän- dig herumbringen.

„Sei doch nett, Fellig, und komme mit. Es ist so prächtiges Wetter, und du hast gestern die halbe Nacht geschlafen.“

Der Professor aber schob die Frau- enkände von sich ab und trommelte mit den Fingerringen ungeduldig auf die Schreibtischplatte.

„Ich bitte dich, Magda, quäle mich nicht von neuem. Gerade bei dieser Arbeit, für die ich so wenig geeignete Anhaltspunkte in den Büchern finde, habe ich ungehörte Ruhe nötig. Das weißt du doch. Aber einmal nimmst du Rücksicht darauf. Ich hätte es dir wahrhaftig nicht überlassen wollen, wenn du mir heute nicht Adieu ge- sagt hättest. Ich würde ja, daß du auszugehen wolltest, das genügt mir doch.“

„Aber mit nicht“, sagte die junge Frau gereizt. „Darauf kannst du auch Rücksicht nehmen, jawohl. Immer allein läuft man in den Strä- ßen rum, immer allein. Und ich wollte doch so gern mal das neue Viertel sehen, mit der Sarah Bernhardt im Film, und gerade heu- te ist es das letzte Mal, daß es ge- geben wird. Aber nein, das ist ja alles verlorene Zeit für dich, wenn du mit mir zu mir was gehst. Da sind die keine schlafigen Wald- schlaggarben oder die scheußlichen Mangobäcker viel lieber.“

„Manqu“, verbesserte er ruhig. „Manao oder Manou, das ist mir höchst egal, ich verstehe ja doch mein Letztg nicht von dem ganzen Fim deiner Bücher da, ich schäme mich für Kanit, ja, aber nicht für solche toten Wissenschaften, die einen nur grau- lich machen und konfuse. Also du kommst nicht mit?“

„Nein“, sagte der Mann leise, „es ist mir ja leid um dich, An, aber in diesen Wochen muß ich mich wirk- lich sammeln für das Wert hier. Aber...“

„Magda, Grund zum Weinen hast du deshalb wirk- lich noch nicht, sei doch vernünftig und mach, mir nicht unnütz das Herz schwer. Du kennst sie sogar heute einen großen Gefallen tun und zu Frau Professor Schmidt mit heran- gehen; hat schon so lange um dein Besuch und trägt wohl sehr schwer noch an dem Verlust ihres Mannes. Er hatte in seiner prächtigen Bibliothek ein Werk über Ge- schichte und Bauerei der Batavien- länd, was ich nicht lese. Ich hätte es gerne auf kurze Zeit geliehen. Frau Professor Schmidt gibt es dir lieber, und du kennst ja ihre Woh- nung in der Stahlgasse.“

„Nein, die kenne ich nicht“, sagte die junge Frau eigenhändig. „Es ist unangenehm, hat mir neulich Frau Doktor Lübbert erzählt. Das ist eine Gartenwohnung, und ich müßte erst bei Frau Doktor Lübbert des- wegen anfragen, um die neue Adre- ße zu erfahren. Das soll nun ein Vergnügen sein.“

„Vah es nur.“... Der Professor sah schon wieder

ganz in sich versunken über seinen Manuskriptblättern. Beinahe alt sah er plötzlich aus. Und vor doch nur acht Jahre älter als seine junge Frau, die er sich vor fünf Jahren so jugendlich und stolz in sein stilles Studierzimmer geholt.

„Du müßt es mir mindestens auf- schreiben, wie das Buch heißt“, nö- rigelte sie weiter, mit einem leichten Aus der Druckknopf der Hand- schuhe schließend. „Ja, da siehst du, wie ich bin. Obgleich ich mir gar nichts aus dieser Frau Professor Schmidt mache, ich gehe doch dir zu- liebe hin. Es kommt ja auf einen verlorenen Nachmittag mehr oder we- niger nicht an.“

Der Professor schrieb wirklich den Titel auf. Ihm lag zuviel an dem wertvollen Buche, daß er für seine Arbeit brauchen konnte. Und nun streckte er noch einmal die Hand aus und lächelte.

„Nun hast du wenigstens ein Ziel, Magda, und brauchst nicht planlos in den Straßen umherzulaufen.“ „Ans Küssen denkt er auch immer seltener“, durchfuhr es die junge Frau schmerzhaft stark, als sie diese ausgebreitete Hand flüchtig ergriff und wieder losließ. „Und mein K-Stülch hat er vollständig verges- sen.“

„Adieu“, sagte sie mit hochgeworfe- nen Lippen, indem sie den schiefen, gekrümmten Rod absichtlich recht hoch nahm.

Aber er sah das gar nicht mehr. „Endlich“, dachte er, als die Tür hinter ihr klappte. Aber es dauerte lange, ehe er den so jäh zerrissenen Faden seiner Gedanken wieder fand. Ein feiner, stechender Kopfschmerz war auch plötzlich da und rief an sei- nen Nerven. Und ein undefinierba- rer Duft von Blumenblättern und Frauenatem.

„Magda“, dachte er gequält, mit einem halb feindseligen, halb milde- rigen Gefühl. Und das Wort rauschte, einem Kriegsruf nicht unähnlich, durch die friedliche und lange Kalenderreihe der Toba-Botaks auf Sumatra.

Als Frau Magda die Türklänge- lör der Gartenwohnung der Frau Professor Schmidt zog, tat ihr dieser Weg und damit das rasche Entgegen- kommen von Fellig' Wünschen schon wieder leid.

Jetzt bildete sich diese blasse, simple Kollegenträu, die immer so schiedlich unmoderne Kleider trug, sicher ein, man suchte ihren Verlehr. Sie wür- de sich darum, gar nicht lange auf- halten, nur nach dem Buch fragen und diesen ersten Besuch gar nicht erst zu einer persönlich gewünschten Sache strempeln.

Ein niedlicher Wachsfig mit lan- gen, blonden Hängeopfen öffnete und ließ die junge Frau in ein Zimmer treten, das durchaus kein Salon oder Empfangsraum war. Eher Wohn- und Arbeitszimmer zugleich, ohne jeglichen besonderen Charakter. An den Wänden hohe, bis an die Decke reichende Bücherregale, an der einen Fensterseite ein alter Herrenschrei- bisch, an der anderen ein Wäschtisch, und überall Blumen, bunte, billige Herbstblumen, die einen eigenartigen Duft ausströmten.

Magda mußte bei diesem Duft ar Graber denken, über die ein ras- ser Wind führt und Wolken weicher Blütenblätter mit sich fortträgt. „Wenn gnädige Frau einsteilen- den Platz nehmen wollen, bis Mutti kommt“, sagte der Wachsfig mit einer verlegenen Handbewegung nach dem größten der großen Sessel.

„Danke“, sagte die junge Frau lächelnd, indem sie an ihr neues Kleid dachte, das beim Stehen besser zur Geltung kam. Die Kleine ging sehr eilig aus dem Zimmer, und es dauerte gar nicht lange, da war die Mutter auch schon da.

„Ich habe mir nur meine Schürze abgeben“, sagte sie mit ausge- streckter Hand und erstarrtem Lächeln. „Das ist aber mal hübsch von ih- nen, daß Sie mich besuchen, meine liebe Frau Professor.“

Die junge Frau ließ sich die Hand schütteln und sah nun doch auf einem dieser schredlichen, barten Wäschtisch- sitzler den langen, altmodischen Kran- ker daran.

„Ja, ich komme im Auftrag meines Mannes“, meinte sie formell, „der Ihre Freundlichkeit in Anspruch neh- men möchte in betreff eines Buches aus der Bibliothek Ihres Vaters, er hat mir den Titel aufgeschrieben.“

Die alternde Frau mit dem scham- losen, verärgerten Gesicht nahm den Titel nicht sofort, den ihr der Be- sucher noch an dem Verlust ihres Mannes. Er hatte in seiner prächtigen Bibliothek ein Werk über Ge- schichte und Bauerei der Batavien- länd, was ich nicht lese. Ich hätte es gerne auf kurze Zeit geliehen. Frau Professor Schmidt gibt es dir lieber, und du kennst ja ihre Woh- nung in der Stahlgasse.“

„Nein, die kenne ich nicht“, sagte die junge Frau eigenhändig. „Es ist unangenehm, hat mir neulich Frau Doktor Lübbert erzählt. Das ist eine Gartenwohnung, und ich müßte erst bei Frau Doktor Lübbert des- wegen anfragen, um die neue Adre- ße zu erfahren. Das soll nun ein Vergnügen sein.“

„Vah es nur.“... Der Professor sah schon wieder

Frauenaugen, die an dem Bilde über dem Schreibtisch haften, anscheinend einer vergrößerten Photographie, und die Abwehr, die sie schon immer für diese einfachen und älteren Kollegen- frauen ihres Mannes gehabt, ver- stärkte sich noch in ihr.

„Ach“, meinte sie würdevoll, „da müssen Sie aber viel Zeit gehabt ha- ben, wenn Sie wegen solcher dummer Bücher in Berlin herumlaufen konn- ten. Das sieh mir gar nicht ein. Wenn ich meinen Mann so verwich- nen wollte, verlangte er schließlich noch vier weih was von mir. Nein, dazu ist man doch nicht da.“

Die Witwe lächelte nicht mehr. „Wozu denn?“ fragte sie leise. „Darauf mußte Frau Magda so- fort keine Antwort. Fragend etwas in ihr protestierte leidenschaftlich ge- gen die dunkle Nacht, die hier in die- sem fremden Raum gegen sie an- drang.“

„Na, Frau Professor“, sagte sie betont, „was haben wir Gelehrten- frauen denn überhaupt viel vom Le- ben? Die ganze schöne Gegenwart genießt man meistens allein oder gar nicht, mein Mann jedenfalls ver- gräbt sich so tief in seine Arbeiten, daß er schon in die Luft gehen will, wenn ich bloß mal am Schreibtisch erscheine und von was anderem rede als dem, was er gerade denkt.“

„Das müssen Sie auch nicht tun, von was anderem reden“, sagte Frau Professor Schmidt, indem sie ihr Bü- del wieder fand. „Das hätte ich auch nicht geben bei meinem Mann. Aber wenn dann die langen Arbeits- stunden vorbei waren und seine Hand dann bei meine suchte, dann zog ich ihn mir doch wieder so ganz unmerklich zurück in die Gegenwart, so daß er ausruhen konnte vom Den- ken.“

„Und was wir selber denken und wünschen, das ist alles so unwichtig und zwecklos, nicht wahr?“ brauste die junge Frau los. „Oh, ich kenne das, Frau Professor, das brauchen Sie mir gar nicht erst zu erzählen.“ „Das erzähle ich ja auch gar nicht“, meinte diese ruhig, „denn ich habe das nie empfunden, solange mein Mann lebte. Ich dachte nur, daß er für mich arbeitet und daß es darum meine Pflicht sei, ihm bei die- ser Arbeit zu helfen, soweit es in meinen Kräften stand, und so wurde sein Wünschen das meine auch: ein Erfolg dieser Arbeit.“

Frau Magda hatte sich unwillkür- lich die Handschuhe ausgezogen. Sie hatte nicht bleiben wollen, nein, aber da war etwas in dem Gesicht dieser Frau, das sie sparg. Ihren ganzen Groll, ihre ganze nagende Unzufrie- denheit brachte das zur Ruhe. Und zum erstenmal dachte sie daran, wie furchtbar das sei, wenn so ein großer Herrenschreiber sich Liebes und auf dem Stuhl davor nie- mond mehr sah und arbeitete.

„Wenn nur das Zeug nicht so furchtbar langweilig und trocken wä- re“, sagte sie fündlich und unermittelt in diese Gedanken hinein. „Ich verstehe kein Wort davon. Ein paar- mal bin ich ja mitgegangen in den Anthropologischen Verein, aber die Lichtbilder, auf die ich mich gefreut habe, bestanden nur aus Skeletten und versteinerten Knochenbildungen. Und ich hatte mir ganz was an- deres darunter vorgestellt. Sonst wä- re ich erst gar nicht mitgegangen.“

Jetzt lachten beide Frauen, und die jüngere merkte, daß dieses große, mit allerlei hilflosen Möbeln ausgestattete Zimmer eigentlich recht gemütlich war.

„So ähnlich ging es mir als junge Frau auch“, gestand die Hausfrau, „als mich mein Mann das erste Mal in seine Vorträge mitnahm. An al- les mögliche dachte ich während der langen und trockenen Ausführungen, nur nicht an die Worte des Spre- chers. Hinterher aber, als mein Mann mit mir über das Gesagte dis- kutieren wollte, schämte ich mich, ihm keine Antworten zu geben, und ärgerte mich, daß er plötzlich nicht mehr mit mir darüber sprach.“

„Und da konzentrierte ich meine Gedanken das nächste Mal doch besser auf das mit so fremde Thema, und mit einem Male war etwas da, ein kleiner An- haltspunkt nur, der ich begriff und der mich interessierte. Was ich dann nicht verstand, erklärte mir mein Mann besser und sachlicher, und da wollte ich doch mit der Zeit ein gan- zer, sonst unbeschreiblicher Schleier vor meinen Gedanken fort, und ich bekam einen kleinen Einblick in die reiche Welt meines Mannes, und konnte so mit ihm gehen auf man- chem Wege, lernte verstehen, daß meine alltäglichen Hausfragen weit, weit — weit! von diesem Wege lagen und sich nicht heranwagen durften an diese Welt, solange mein Mann darin lebte.“

„Ja, aber was haben wir dann von der Ehe und von unseren Man- nern, wenn wir unsere Sorgen nicht abgeben können und uns kein Mensch versteht? Obenquig wie wir mit dem Manne mitgehen, kann er doch auch mit uns mitkommen, kann er sich doch auch in unsere Gedanken hineinfin- den, und was wir geben, können wir doch auch von den Männern wieder verlangen“, sagte Frau Magda lei- denschaftlich.

Die Witwe schüttelte den Kopf. „Was wir haben, und was wir ge- ben? Ach, meine liebe, junge Frau Professor, was wir haben, das wis-

sen wir erst, wenn wir es verloren, und was wir geben sollten, auch. Und wir Gelehrtenfrauen erst recht, die wir berufen sind, unseren Männern den oft so schweren Weg leicht und ebel zu machen. Wie viele von uns sind sich wohl dieser Pflicht bewußt, solange die zwei schaffenden Hände noch da sind, solange die Kraft neben uns noch unüberbraucht der Wis- senschaft dient, um sie und sich und uns alle zu fördern. Unser eigenes Aufgeben müssen wir Frauen ja mehr oder weniger alle in der Ehe, wenn etwas Gutes und Gesegnetes heraus werden soll. Und allein an uns liegt es auch, dafür Besseres zu gewinnen, an uns und unserer Lie- be und unserer Einfachheit dem Stä- rkeren gegenüber. Wäre es da nicht direkt ein Fretel an unserem eigen- nem Glück wenn wir das Wissen und das Können unserer Männer durch solche unnötigen, kleintlichen Sorgen und Zukreffen untergraben? Je we- niger man an sich selber dabei denkt, desto mehr wird uns gegeben, desto mehr dankt es uns der Wandertam- erad, mit dem wir Hand in Hand gehen. Ich weiß nicht, ob das über- all so ist in der Ehe, aber bei Ihnen und mir und vielen anderen Gelehr- tenfrauen wird es sicher so sein. Ge- wiß ist es nicht leicht, dieses selbst- losen Behüten der Arbeitskraft un- serer Männer, aber zu den ersten und heiligsten Pflichten gehört es sicher.“

Die Hausfrau schmiegt, weit ihr Gast mitten in ihren Worten aufge- fangen und zu ihr getreten war. „Beinahe gestäubt habe ich mich, zu Ihnen zu gehen, und möchte nun alle Tage wiederkommen“, sagte Magda, impulsiv die Hand aus- streckend. „Und immer nur zu hören und — lernen.“

„Ach Gott, Kind“, meinte die Äl- tere herzlich, indem ein seines Rot- ter Freude in das schmale Antlitz kam, lernen brauchen Sie nicht von mir. Nur begreifen, daß man sein Glück hegen und schonen muß wie zerbrechliches Glas! Und nun das Buch, Ihr lieber Mann wird darauf warten.“

Und gerade so, als ob nichts ge- wesen wäre, was die Seele dieser schlüchtern, verwaissenen Frau erschüttert, nahm sie den Zettel und suchte in der Bücherreihe nach dem gewünschten Werk.

Frau Margas Blide verfolgten die Frauenhände, wie sie beinahe lieblos- send jeden einzelnen Band hochnah- men und wieder an den gewohnten Platz stellten, und sie mußte daran denken, wie sie selbst beim Staubwis- schen oft in der Bibliothek ihres Mannes so wenig Rücksicht auf seine Bücher nahm. Wie häufig mußte sich Fellig so ein verrücktes oder verstelltes Buch widerversuchen und wurde ärgerlich dabei.

„Fellig!“ Wie ein heißer, neuer Strom von Liebe und gutem Willen durchströmte es plötzlich die junge Frau. Das neue Herbststülch, die billige Gar- tenwohnung, in der sie stand, die bunten, zauslichen Herbstblumen in den Gläsern, alles hatte sie verges- sen.

In jähem, dankbarer Erregung drückte sie die Wangen gegen das schmale Gesicht der anderen beim Abschied.

Und beide Frauen lächelten sich zu, als hätten sie foreben einen Bund ge- schlossen, der nie zerriß.

Spanische Sprichwörter.

Spanien ist, seitdem Herr Poin- care dem König Alfonso einen Be- such gemacht hat, in Frankreich „ak- tuell“ geworden. ... Und da man ge- wöhnlich behauptet, daß der Charak- ter und die Sitten einer Nation am besten aus ihren Sprichwörtern und ihren volkstümlichen Redensarten zu erkennen sind, gibt ein Pariser Blatt ein paar besonders bezeichnende Sprichwörter aus dem Lande des „Eid“ wieder; es heißt da: Die Trä- nen der Frauen haben großen Wert und kosten sie dabei gar nichts. — Man kann die Sonne nicht vergolden und den Mond nicht verfilzen. — Die Wahrheit ist wie das Del; sie steigt immer nach oben. — Wenn das Unglück schläft, hüte dich, es zu wecken. — Wenn ich dich fasse, werke ich dich so hoch, daß du tot bist, ehe ich dich der unten antomme. — Verheirate deinen Sohn, wenn du willst, und deine Tochter, wenn du kannst. — Der Mann ist das Feuer, die Frau das Berg und der Teufel der Wind, der hineinbläst. — Wer lange alt sein will, muß es frühzeitig werden. — Wenn man auch ganz früh aufsteht, der Tag kommt darum doch nicht früher. — Der Fuchs weiß viel, aber eine liebende Frau weiß noch viel mehr. — Wo Madrid ist, ist die Welt zu Ende.“

Stoffen.

Von Maximilian Bern. Maßgebenden. Wohl-geboten liegt nicht schwer Wohl-erzogen liegt schon mehr. Wohl-gerichtet ist viel. Wohl-gehorcht heißt am Ziel. Streber-Zahit. Nach Nicht nicht zu hoch! Zu Verlangen führen. Nur ganz niedere Tugenden. Dich ja immer doch.

Mater gloriosa.

Stizze von Karlfriedrich Bahradt.

Die alte Frau sah in dem Leben- stuhl an dem kleinen Fenster, das in dem spitzen Giebel eines grauen, vorn- übergeneigten Hauses lag, und blickte unerbittlich nach dem Dom hinüber, der breit und zackig jenseits des Platzes wie ein Riesenschatten aus dem Nebel emporwuchs. Ein kleines Stündchen noch und dann würden die Glocken ihr Festtagslied anstimmen.

Länger als siebzig Jahre kannte die Frau schon dieses Lied, kannte jede einzelne Stimme darin wie die ihrer liebsten Freunde. Zuerst fing die kleine Glocke an, der sie einen heidnischen Namen gegeben hatten, Chronos, und die sie die Weterin nannte, weil sie immer zuerst da war, morgens beim Tagesgrauen, mittags, wenn der Tisch gedeckt wurde, und abends, ehe man sich zur Ruhe legte. Dann wür- de die schöne Maria dolorosa ein paar schmerzliche Klänge dazwischen werfen, bis die alte, tiefe Bartolomäusglocke beruhigend, trocken und weise ein- fällt. Und endlich würde die lieblich- ste aller, die Mater gloriosa, das gan- ze Lied mit ihrem Zauber überströ- men, daß es klang wie Jubel und Triumph und stolze, heilige Freude.

Länger als siebzig Jahre wachte die Frau jetzt von diesem Lied. Schon als Kind war es ihr liebster Zeitver- treib, die steile Domturmterrasse hinauf- bis in die Glockenstube zu treten, sich dort im Balkengewür ein Blä- schen zu suchen und dem Lieber der Glocken zu lauschen. Die Mutter hatte sie darum gescholten, aber das kleine Mädchen war doch immer wie- der hinaufgestiegen zu ihren Freunden, denen sie alles anvertraute, was ihr an Lust und Leid begegnete. Ihre kindlichen Schmerzen beichtete sie der Maria dolorosa, aber wenn ihr ein rechtes Glück begegnet war, hielt sie jauchzende Zwiesprache mit der mäch- tigen Mater gloriosa. So hatte sie es getrieben als Kind und als blühende Jungfrau. Tag für Tag war sie hin- aufgestiegen zu ihren Freunden, bald frohbekwängten Füßen, bald mit schweren, lahrenden Schritten, bis sie der blonde Türmesohn vor den Al- tar geführt hatte. Niemals wieder hat- ten ihre Freunde ihr ehernes Lied schöner gegeben, als an diesem son- nenerfüllten Frühherbsttag. Lang, lang ist's her.

Als der alte Glöckner gestorben war, zog das junge Paar hinauf in den Turm. Nun war Frau Elisabeth erst ganz glücklich, da sie jeden Tag ihren Glöckner nahe sein durfte, näher als irgendein Mensch sonst auf der Erde. Wenn ihr Mann die Glocken läutete, sah sie wie erheben auf dem Gebälk und lauschte dem ewig neuen Gesang. Bis der Tag kam, wo sie fortbleiben mußte, weil eine Hoffnung sich erfüllen wollte; aber auch da gal- ten ihre Gedanken zuerst den Glocken. Sie maß die Zeit, wenn ihr Johanes hingehen würde, um die Stimme der Weterin über die Stadt erschallen zu lassen. Doch zum ersten Mal er- wies sich die Glocken treulos: nicht die Weterin begrüßte das junge Men- schentind, sondern als es den ersten Schrei tat, dröhnte deutlich und zern- reißend die Stimme der Maria do- lorosa dazwischen. In der Aufre- gung und der Freude seines Herzens hatte der junge Glöckner den unrichti- gen Strang gepakt und es dauerte eine ganze Weile, bis er den Irrtum merkte. Dann aber ließ er die Weterin um so lauter rufen.

Elisabeth hatte geschrien, als sie die Stimme der Schmerzensreichen er- kannte. Und von dieser Stunde an rechnete sie das Unglück ihres Lebens. Immer seltener wurden ihre Besuche bei den Glocken. Sie fürchtete sich vor ihnen und konnte ihre Klänge kaum ertragen. Johannes schickte sie mit Maria, dem Töchterchen, und mit Gottfried, dem Knaben, zu ihrer Mutter in die Berge, damit sie sich von ihrem trüben Sinnen befreie, und als sie wiederkam, nach langen Wo- chen, schien alles wieder auf zu sein. Aber ihre Glocken besuchte sie nie mehr.

Die Kinder wuchsen gesund und schön, Gottfried half schon dem Vater, während die zarte Maria der Mutter in dem kleinen Haushalt zur Hand ging. Da kam ein schredlicher Tag, als sie Johannes mit zerschmetterten Liebesherausbrachten. Er war beim Vätern ausgeglichen und abgestürzt: es hatte das Festtagsgeläut zu dem Erbendankfest werden sollen. Es war just der Tag, an dem vor fünf- und- zwanzig Jahren seine Ehe mit Elisa- beth eingegangen worden war. Er hatte ihr das schönste Geläut brin- gen wollen, das seine Glocken je ange- stimmt hatten — und war als toter Mann heimgekommen. Sie sagten, das Unglück sei gekommen, als er die Dolorosa habe anschlagen wollen ...

Gottfried erhielt die Stelle des Va- ters, Mutter und Schwester blieben bei ihm, bis er sich eine junge Glö- ckerin heraufholte. Da zogen Elisa- beth und Maria, die schön wie ein junger Sommerabend geworden war, hinüber in die engen Stübchen in das alte Giebelhaus ...

Der Nebel rieselte von dem Dache, klingend fielen die Tropfen auf das Fensterbrett. Die eintönige gependliche Weisse schien in das schmale Ge- mach zu trüben und alles mit einem grauen Schleier zu bedecken.

Die alte Frau sah unbeweglich und starrte nach dem Dome hinüber. Wie weiße Schenken zogen die Nebelschlei- ren vorüber, winkend und lebend ... Fünf- und- zwanzig Jahre lang sah sie jetzt jeden Tag, den Gott werden ließ, auf diesem Plage und sah zu dem Dome hinüber und wartete auf das Lied der Glocken und har- tete, bis ihr die Mater gloriosa jubelnd die Erlösung verkünden würde.

Morgen wird sich der Tag zum fünf- und- zwanzigsten Male jähren, daß die schöne Maria ohne Abschied von ihr gegangen, um leichtfertig dem Manne zu folgen, der ihr junges Herz betört hatte.

Fest mußte die alte Frau die Zäh- ne aufeinander beißen, wenn sie daran dachte, heute noch. Maria, ihr Liebste, die bei ihrer Geburt von der Dolorosa begrüßt worden war, gleichsam, um ihr prophetisch einen Weg der Schmerzen vorzusagen, Maria war bis heute verschollen geblieben für die Mutter.

Die alte Frau hörte nicht, wie sich die Tür öffnete. Erst als eine freundschaftliche Hand ihr kosend über den weißen Scheitel fuhr, wandte sie den Blick von dem Dome ab. Gottfrieds Frau war gekommen, wie täglich, um nach der Greisin zu sehen. Sie fragte nach ihren Bedürfnissen und Wünschen, ohne eine Antwort zu erhalten, und ordnete dies und das in der Stube.

Der Frau am Fenster, deren Sinne noch schwach waren trotz ihres Alters, fiel ein jägerndes Wort auf, das in allen Bewegungen der Schwieger- tochter lag. Es war, als ob die junge Frau etwas auf dem Herzen habe und sich nicht getraute, es zu offenbaren. „Was hast Du, Barbara?“ fragte die Greisin endlich.

Die Angeredete zuckte zusammen. Der kleine Porzellanengel, den sie ge- rade in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. Da wußte Frau Elisabeth, daß jene ein Geheimnis habe, und sie fing plötzlich an zu äl- tern.

„Hast Du kein Vertrauen zu mir, Barbara?“ fragte sie. Die junge Frau flüchte ihr zu Fü- ßen und barg den Kopf in ihrem Schoß. Mechanisch fuhr die beiden Hände der Greisin über ihr volles Haar. „Wie einst Maria!“ — dachte sie dabei.

„Sag mir alles, was Dich bedrückt, Barbara“, bat sie noch einmal. „Wir haben Nachricht von Ma- ria“, sagte die junge Frau schlicht und hob ihr Gesicht zu dem der Mutter ihres Gatten empor. Ein Rud war durch deren Körper gegangen. Stiel setzte sie sich auf. Ihre großen klaren Augen wandten sich wieder langsam dem Dome zu. Jetzt würden gleich die Glocken anfan- gen, ihr Lied zu singen ...

Mutter, Maria will wiederkom- men“, stammelte Barbara, „sie ist arm und unglücklich.“ In dem Gesicht der alten Frau zuckte es wie von verhaltenem Weinen, aber die dunklen Augen blieben klar und klar. „Maria ist nicht schlecht geworden. Sie hatte den Mann geheiratet, dem sie über's Meer gefolgt war, sie hat mit ihm zusammen gearbeitet, sie wa- ren glücklich gewesen und hatten Kin- der ...“ Ein tiefes Aufstöhnen der alten Frau ließ Barbara innehalten. „... Kinder!“ flüsterte sie. „Und warum hat sie alle die Jahre nichts von sich hören lassen?“ „Sie lebten in der Wildnis, in Afrika ... die Briefe müssen verloren gegangen sein ...“

„Sie war glücklich“, sagte sie Du, Barbara,“ warf die alte Frau ein, „und zuerst hast Du gesagt, sie wäre arm und unglücklich ...“

„Ihr Mann ist gestorben ... und ihre Kinder ... ihre zwei Töchter ...“ „Ihre Kinder ...?“ fragte die Greisin mit fliegendem Atem. Die junge Frau schluckte auf. „Sind sie tot?“ forschte Frau El- isabeth.

„Sie haben die Mutter verlas- sen.“ Sie weiß nichts mehr von ih- nen ...

„Gott richte sich die alte Frau in ihrem Lebenstuh auf. In diesem Augenblick zitterten die ersten schwachen Glöckchenklänge herüber.“

„Wo ist Maria?“ fragte sie. Ihre Stimme klang froh und jung. „Darf sie kommen?“

„Wo ist Maria?“ fragte die Grei- sin noch einmal. Da wurde die Tür aufgeschoben und eine schwarzgetriebene bleiche Frau stürzte herein und umklammerte die Arme der alten Frau.

„Mutter! Mutter!“ Da fielen alle Glocken zusammen ein, und die Mater gloriosa schwebte über ihnen all mit einem lauten, jubelnden Ton triumphierender, heiliger Freude.

„Und langsam zog die Greisin die verbärmt gealterte Frau zu ihren Füßen heraus zu sich an ihre Brust und küßte sie. Und draußen sang es: mater glo- riosa ... mater gloriosa ...“

— Auch eine Aufschauung. „Es ist eigentlich ungerecht, daß ge- rade die armen Leute so viele Kinder haben.“

„Aber ich bitte Sie, woher nähmen wir denn die Dienstmoten?“